



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Schöne Literatur

**Die Arena.** Roman von **Blasco Ibanez.** München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. Preis 3,50 M.

Die spanische Literatur hat während der letzten Jahrzehnte in Deutschland kein Glück gehabt. Die wenigen Versuche, das sehr beschränkte herkömmliche Repertoire klassischer spanischer Schauspiele zu erweitern, scheiterten am Unverständnis der Kritik und des Publikums (vgl. Reinhardts Versuch, den „Arzt seiner Ehre“ zum Erfolg zu führen), und die moderne spanische Produktion, unter welchem Ausdruck wir die des ganzen neunzehnten Jahrhunderts mitverstehen dürfen, erwarb sich noch weniger Anklang. Einzelne Schauspieler fanden gelegentlich dankbare Rollen in spanischen Stücken (Rainz in „Galeotto“, Wiene in „Wahnsinn oder Heiligkeit“), aber deren Auftreten auf dem Repertoire blieb an das Auftreten jener Größen gebunden, und wohlgemeinte andere Unternehmungen, die dem deutschen Publikum Kenntnis spanischer Bühnenwerke zuführen sollten, wie ein Zyklus im Berliner Neuen Theater im Winter 1906 erlitten Schiffbruch. In letzterem brachte es nur Pérez Galdós' „Der Großvater“ dank Schildkrauts Kunst zu einem Erfolg. — Daß ein spanischer Roman in Deutschland Eingang findet, ist noch seltener, und man kann sagen, daß nach wie vor nur der Don Quijote dem deutschen Leser beweist, daß die Spanier auch eine Romankunst haben. Daß der bedeutendste spanische Romanschriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts in Wahrheit eine halbe Landsmännin von uns ist, blieb den meisten Deutschen ebenso unbekannt wie die Schriften eben dieses Fernan Caballero, des Pérez Galdós und anderer in ihrer Art sehr achtungswerter Talente.

Diese einleitende Klage über die Vernachlässigung der neueren Produktion der iberischen

Halbinsel mag dazu beitragen, einem spanischen Roman Aufmerksamkeit zu erbitten, der neuerdings in deutscher Übersetzung erschienen ist: Es ist dies Blasco Ibanez' Stiersechtererzählung „Sangre y arena“ (Blut und Sand), unter Vereinfachung des marktschreierischen Titels in „Die Arena“ in deutsch übertragen.

Man braucht da nun keine nationale Kunst, keine in spanischen Traditionen wurzelnde heimische Technik des Aufbaus und der Charakterisierung zu erwarten: die spanische Literatur hat seit dem siebzehnten Jahrhundert den mächtigen Einfluß der benachbarten französischen bald mehr bald minder zu verspüren bekommen, und so beschreitet auch der zeitgenössische Roman im ganzen die von den großen Franzosen vorgeschrittenen Pfade der Naturalisten, speziell Zolas, Blasco Ibanez mit vielleicht am meisten Glück unter seinen Landsleuten; damit ist von vornherein gesagt, daß der deutsche Leser, sei der künstlerische Wert des Romans welcher er wolle, hier sehr viel Tatsächliches lernen kann. Blasco Ibanez führt uns mitten in alle Eigenheiten seines Volkes ein, indem er dessen leidenschaftlich geliebte, ihm allein eigentümliche Sportübung und Vergnügungsweise, den Stierkampf, in den Mittelpunkt des Romans stellt. Wie etwa Zola die sämtlichen Spielarten und Möglichkeiten der Lourdespilgerschaft erschöpft, so gibt Ibanez ein umfassendes Bild der Stellungnahme sämtlicher spanischer Bevölkerungsschichten zu dem Nationalschauspiel: Von dem leidenschaftlichen vornehmen „Aficionado“, der selbst prachtvolle Kampfstiere züchtet und die Matadore protegirt, bis zu dem stumpfsinnigen Banderillero oder Picador, der der gefährlichen Bestie mit demselben Gleichmut das rote Tuch entgegen-schwingt, wie er in den Freistunden in seiner Schenke den Gästen Wein verzapft;

von der vornehmen Dame, die ihre Nerben durch das blutige Schauspiel aufspießt, bis zu dem Banditen, der sich mit Lebensgefahr in die Großstadt wagt, um über einen neuen Torero ein Gutachten abgeben zu können, sehen wir die spanische Nation mit gleicher Leidenschaft an dem Stierkampf hängen. Nur ein Typus fehlt in der von dem Dichter vorgeführten Schar: der Gegner des Stiergefächts, und der wohl aus dem Grunde, weil die Bestrebungen eines solchen nach wie vor in Spanien nicht aufkommen zu können scheinen. Auch der Dichter ist weit entfernt, sich auf dessen Standpunkt zu stellen; er verzichtet auf jede abfällige Kritik und erteilt sogar Freunden des Stierkampfes zu langen Apologien das Wort. (Wie wahr ist dabei die Bemerkung, daß, wenn etwa in England der Stierkampf Nationalsport wäre, eine Reihe von Ländern ihn nachäffen würden!) Man gewinnt den Eindruck, daß ein Abstellungsveruch bei der tiefen Eingewurzeltbeit dieser Vorliebe ganz fruchtlos wäre. Durch die in Zbarez' Roman aufgehäuften Schilderungen der oft graufigen, immer aufregenden Stiergefächte wird sich der in diesen Sport vernarrte Spanier ebenso wenig von der Überzeugung abbringen lassen, daß die Beschäftigung einer „Corrida“ eben doch das interessanteste und kavalierrnäßigste Vergnügen ist, das man sich denken kann, wie der auswärtige Leser zögern wird, dem Dichter darin beizustimmen, daß die blut- und schauigierigc Menge die eigentliche „brüllende Bestie“ beim Stierkampf ist. — Von dem Torero-handwerk wird in diesem Roman der Nimbus der Ritterlichkeit gründlichst hinweggefegt: der „Espada“ erscheint als roher Athlet, als Gladiateur und in vieler Hinsicht läppischer Poseur. Wie handwerksmäßig, konkurrenzneidisch, gunstbuhlerisch verfahren diese Helden der Arena! Einen von ihnen in seiner ganzen, oft bedauernswerten Menschlichkeit darzustellen, ist die künstlerische Aufgabe des Romans, die der Dichter mit feinem Eindringen in die seelischen Wallungen und Wandlungen dieser äußerlich so glänzend gestellten Gladiatoren löst. — Der Held der Erzählung ist einer jener in Spanien nicht seltenen niedriggeborenen Gefellen, die durch ihre Berwegenheit im Stierkampf von früher Jugend an aufsehenerregende Erfolge erringen und sich zu ersten Matadoren auf-

schwingen. Die ergögliche Schilderung der Kindheitsstreiche des armen Teufels ist eine Modernisierung der altberühmten spanischen *Picaro*-(*Schelmens*-)Novellen; später gelangt Juan Gallardo zu tolosalem Vermögen, von dem er nicht den richtigen Gebrauch zu machen weiß, wenn er auch von den gewöhnlichsten Parvenuunarten freibleibt. Psychologisch am eindringendsten weiß Zbarez zu schildern, wo es sich um die Darlegung der Furchtgeföhle dieses professionell furchtlosen Menschen handelt: ein Gefühl des Unbehagens beschleicht ihn, so oft er zur Arena fährt und macht ihm sein Handwerk gelegentlich peinvoll. In dieser seiner Angst geht er schließlich zugrunde: Er hat bei einem Gefecht eine langsam vernarbende, schwere Wunde empfangen; indes heilt diese gut aus und alles kehrt ihm wieder, Kraft, Gewandtheit, Schnelligkeit — alles bis auf die Hauptsache, den Mut. Er beginnt nun ernstlich, die Tiere zu fürchten, denen er gegenübergestellt wird, er greift zu feigen, früher verachteten Kniffen, um sich ihrer zu entledigen, er läßt sich von der Menge ausspfeien und tritt doch immer wieder von neuem auf. Das Bewußtsein seiner Mutlosigkeit und seines gesunkenen Ansehens veranlaßt ihn schließlich zu einem tollkühnen Manöver, das ihm den Tod bringt: Tapferkeit läßt sich eben nicht erzwingen und geheuchelter Mut bringt nicht zuwege, was dem wahren ein Kinderpiel ist. — Das ist der psychologische Grundgedanke der Zbarezschen Dichtung, die als Sitten- wie als Seelengemälde gleiche Beachtung verdient und dem Leser manche neue Seite des spanischen Volkslebens wie ganz im allgemeinen der menschlichen Natur nahebringen wird.

Dr. H. Schneider=Charlottenburg

**Annie Boyen: „Die wir von der Erde sind.“** Berlin. Vita, Deutsches Verlagshaus. Preis 4 M.

In diesem Erstlingswerk, das im großen Wurf und in der poetischen Grundstimmung ein starkes Talent verrät, liegt viel von dem eigenen Erleben der Verfasserin, und damit hängt, wie mir scheint, ein kleiner Schönheitsfehler zusammen: Die Heldin Damajanti, gewiß aus Teilmodellen entstanden, zeigt einmal unverschweifte Nächte ihrer Entstehung. Sind es Schladen aus dem eigenen Wesen

der Verfasserin, oder ungünstige Momente der Phantasie, oder vielleicht nur der sonst so kunstvoll bewußten Wortgebung? Gleichviel Damajanti durfte an jener stark exponierten Stelle auf dem Ball in Trinidad, wo ihr Herz hoch erglühte, den Geliebten nicht so — sagen wir's gerade heraus: hadfischhaft kokett abfertigen. Hier erscheint eine andere Damajanti als das weiche kunstbeseelte Mädchen („Sie ist wie ein banges Vögelchen voll Sehnsucht nach der Mutter“), mit dem wir es sonst zum Glück zu tun haben. Das ist aber auch alles, was wir an dem Roman etwa zu bemängeln hätten.

Im übrigen bedeutet Annie Boyssens Buch einen wertvollen Beitrag zu den wirklich weiblichen Frauenbeichten des neuen Jahrhunderts. Die Tendenz — in welchem Erstlingswerk eines deutschen Dichters steckt nicht die Tendenz seiner Lebensperiode? — ist so tief in Poesie getaucht und so menschlich einfach gelöst, daß wir sie nicht als sozialverwendbare Tendenz empfinden, sondern mit ihr immer nur auf dem individuellen Interesse für die Gestalten des Romans verharren, obwohl Damajantis Schicksal typische Bedeutung haben mag. — Damajanti, in Indien geboren, wie die Verfasserin, durch exotische Erinnerungen aus der Sphäre ihrer Altersgenossinnen herausgehoben, fühlt den Beruf zur Sängerin als einzigen lebensstarken Trieb in sich. Schicksalsmächte, die von weither ihre Lebensfäden spinnen, führen ihr auf Trinidad den vorbestimmten Geliebten zu. Halgrimur, zwar begeistert von dem Gesang Damajantis, verlangt, daß die Geliebte die Künstlerlaufbahn aufgebe. Stolz prallt auf Stolz. Zähne Trennung ist die Folge. Aber das Mädchen lernt in schweren Prüfungen Weib zu werden und die Kunst mit in ihre Liebe zu nehmen. Kunst und Leben stehen ihr nicht mehr getrennt gegenüber: „Ich bin so dankbar ein Mensch zu sein,“ sagt sie nicht resignierend, sondern siegreich in endlichem Verständnis des tieferen Sinnes ihrer Kunst.

Die farbensatten Schilderungen der indischen Natur, die humorvollen Beschreibungen des trägen Lebens der Europäer auf Trinidad zeigen eine packende Gestaltungskraft. Die Verfasserin, die als Missionarstochter das Zauberland des Ostens, Zentralamerika und

verschiedene Länder Europas kennen gelernt hat und eine stattliche Anzahl fremder Sprachen spricht, verfügt über einen Wort- und Begriffsschatz, der namentlich in den Naturschilderungen oft heraufschend auf uns einströmt.

Fritz Tychow = Einbeck

**Thea von Harbou: Die nach uns kommen.**  
Roman. Stuttgart. J. G. Cotta. Preis 3 M.

Daß die ältere Generation um derentwillen, die nach ihr kommt und der die Zukunft gehört, die herbsten Opfer bringen kann und muß, daß eine Mutter um ihrem über alles geliebten Sohn die Zukunft zu ebnen nicht nur Geld und Gut sondern die eigene Persönlichkeit opfert und sich in ehrloser Weibseigenschaft einem verhassten Manne hingibt, ist ein ernstes und dankbares Romanproblem. Thea von Harbou versteht wohl, es zu stellen, aber nicht, es zu lösen: bei ihr bringt die Mutter das Opfer, um dem Sohn das Studieren zu ermöglichen, aber es ist umsonst, da dies Ziel bald aus den Augen verloren wird; und ebenso unnötig ist die Seelenangst der Mutter, ihr Sohn könne eines Tages den Kaufpreis erfahren, den sie gezahlt hat: denn als er davon erfährt, gibt er sich trotz anfänglichen Grimms bald zufrieden. Eine Menge Seitenmotive werden angeschlagen, um gleich wieder zu verklingen, die Verfasserin schaltet eine Schülertragödie, einen Feldzug in Südwest und andere Episoden ein, die für unbefriedigende Behandlung des Hauptthemas keinen Ersatz bieten. — Einer modernen realistischen Schriftstellerin — um eine solche zu sein, genügt es nicht, das Leben der Bauern ein wenig zu beobachten und einige zeitgenössische Probleme anzuschlagen — sollte es nicht passieren, daß sie den Namen ihres Helden falsch angibt: Hollander und Marlen leben in wilder Ehe, also kann ihr Sohn unmöglich Mut Hollander heißen. —

Eine gewisse verhaltene Kraft und ungekünstelte Sächlichkeit zeichnet die gedrängte, aber stimmungreiche Darstellung der Vorgeschichte des eigentlichen Konflikts aus, so daß man diese ersten hundert Seiten nicht ohne Genuß liest. Aus ihnen darf man vielleicht Hoffnung schöpfen, daß die Verfasserin in den Büchern, die nach diesem kommen, die hier in die Augen springenden Fehler vermeiden wird.

## Völkerrecht

**Die Kriegskonterbande-Erklärungen im italienisch-türkischen Kriege.** Obgleich auf der Londoner Seekriegsrechtskonferenz 1909 ausdrücklich festgestellt worden ist, daß die in der „Londoner Deklaration“ enthaltenen Bestimmungen über die Kriegskonterbande ohne weiteres gelten und keiner besonderen Veröffentlichung im Kriegsfall bedürfen, haben doch die beiden kriegführenden Parteien des italienisch-türkischen Krieges wenige Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten Erklärungen darüber abgegeben, welche Gegenstände von ihnen als Kriegskonterbande behandelt werden. Diese Liste wird eingeleitet durch eine Erklärung der türkischen Regierung, in der sie sich im allgemeinen auf den Standpunkt der Londoner Deklaration 1909 stellt, obwohl die Türkei nicht zu den unterzeichneten Mächten gehört habe. Trotzdem weist die Liste in einigen Punkten von der Londoner Deklaration ab. Zunächst sind relative und absolute Kriegskonterbande ohne Unterschied in der Liste vereinigt, so daß man annehmen muß, daß die türkische Regierung die relative Konterbande ebenso streng wie die absolute behandeln will; ferner ist die Liste bedeutend erweitert und endlich sind darin Stoffe aufgenommen worden, die nach Artikel 28 überhaupt nicht als Kriegskonterbande erklärt werden dürfen, nämlich Hanf, rohe Felle, Kalk und Harz. Die sinngemäße Erweiterung der Kriegskonterbandenliste ist nach der Londoner Erklärung gestattet, wenn eine entsprechende Bekanntmachung erlassen wird. Die Aufnahme von Gegenständen, die im Artikel 28 ausdrücklich erwähnt sind, in die Konterbandenliste ist aber ein Verstoß gegen die Londoner Deklaration, der besonders auffallend ist, weil die Türkei sich in der Einleitung zu diesem Vertrage bekennt und sogar hinzufügt, die Zahl der Gegenstände sei im Interesse des allgemeinen Handels möglichst beschränkt worden. Im Gegensatz dazu spricht die sehr allgemein gehaltene Erklärung der italienischen Regierung überhaupt nur von der absoluten Konterbande und enthält somit den Verzicht auf die relative Konterbande.

Die Verschiedenheit der Bekanntmachungen erklärt sich aus der Lage der beiden krieg-

führenden Parteien. Italien hat von der Einführung relativer Konterbande, d. h. von Gegenständen, die nicht lediglich zu Kriegszwecken dienen, nach Tripolis wenig zu befürchten; es muß nur die Einfuhr von Waffen verhüten und ist dazu dank seiner wirksamen Blockade leicht imstande. Sein Hauptinteresse aber ist es, den neutralen Handel möglichst wenig zu belästigen und sich durch äußerst humane Kriegführung die Sympathien der europäischen Staaten wieder zu erwerben, die es durch sein Vorgehen in Tripolis zum Teil verloren hat. Deshalb verzichtet es freiwillig auf Rechte, die ihm als zeichnende Macht der „Londoner Erklärung“ ohne weiteres zustehen. Die Türkei dagegen, die in wirtschaftlicher Beziehung weit weniger abhängig vom italienischen Markt ist als umgekehrt — der italienische Export nach der Türkei ist über doppelt so groß als die Einfuhr von dort — ist in militärischer Beziehung durch das Fehlen einer starken Seemacht zu einer passiven Rolle verurteilt. Sie hat mit Italien keine gemeinsamen Grenzen, um zu Lande kämpfen zu können, und kann die mit unergleichlicher Opferwilligkeit des Volkes — gegen ganz andere Feinde — geschaffene junge Flotte nicht aufs Spiel setzen. Es ist daher natürlich, daß sie wenigstens den nicht unbedeutenden italienischen Handel mit der Levante zu schädigen sucht, wenn sie es auch vorläufig nur in den eigenen Häfen, im Schwarzen Meere und in den türkischen Meerengen vermag. Immerhin ist es der Türkei auf diese Weise möglich, einen nicht unerheblichen Druck auf den Gegner auszuüben, da der italienische Außenhandel nach der Türkei größer ist als selbst der russische oder deutsche. Aus diesen Gesichtspunkten heraus erklärt sich die über die Londoner Deklaration hinausgehende Kriegskonterbandenliste der türkischen Regierung. Gleich zu Beginn des Krieges wurde die Frage des Getreidetransportes aus den Häfen des Schwarzen Meeres durch die Dardanellen akut. Gegen das Verbot jeglicher Getreidedurchfuhr durch die Dardanellen, das die türkische Regierung Anfang Oktober erließ, legte Rußland, dessen Schifffahrt hierdurch besonders hart getroffen war, unter Bezugnahme auf den Artikel 33 der Londoner Deklaration sofort energisch Protest ein, da in den russi-

sehen Häfenplätzen Batum, Noworossisk, Nikolajew und Odessa für hunderte von Millionen Mark Getreide aufgespeichert und zum Teil in Dampfer verladen waren. Es handelt sich hier um rund 300 Dampfer mit je 5000 t Ladefähigkeit. Die türkische Regierung hat denn auch dem russischen Drängen nachgegeben und ihren zunächst eingenommenen Standpunkt dahin modifiziert, daß russische Getreidefrachten nach neutralen Häfen den Bosporus passieren dürfen. Für Italien bestimmte Sendungen werden aber nur dann durchgelassen, wenn sie nicht zum Gebrauch für die bewaffnete Macht oder die königliche Regierung bestimmt sind. Dieser Fall ist als vorliegend anzusehen, wenn die Fracht entweder an die Regierung selbst oder an Händler adressiert ist, von denen bekannt ist, daß sie für die Regierung liefern, oder endlich, wenn die Frachtsendung für die folgenden für die Marine wichtigen Plätze bestimmt ist: Spezia, Civita-vecchia, Neapel, Tarent, Bari, Brindisi, Ancona, Catania, Syrakus und Castel la Mare di St. Via. Daß diese der russischen Regierung gemachte Konzession einem völligen Aufheben des Verbots der Durchfahrt der Getreideschiffe durch die Dardanellen etwa gleichkommt, liegt auf der Hand.

In die Tat umgesetzt haben die beiden kriegführenden Mächte ihre Absicht, von dem Seebeuterecht Gebrauch zu machen, bisher nur im geringen Maße. Die Italiener haben, soweit bekannt geworden, im Laufe des Oktober 4 feindliche Dampfer und 2 Segler, die Türken 3 Dampfer, 2 Segler und etwa 75 kleinere Fahrzeuge aufgebracht, von denen aber ein Teil auf Grund der Urteile der

beiderseitig eingesetzten Preisengerichte wieder freigelassen worden sind.

Welchen Einfluß der Krieg und die erlassenen Kriegskonterbandeerklärungen bisher auf die Schifffahrt im Mittelmeer gehabt haben, zeigt die Wirkung auf die Seeversicherung. Da die gewöhnliche Seeversicherungspolice nur für den Frieden Gültigkeit hat, so sind die Reedereien im Falle eines Krieges genötigt, den Versicherungsgesellschaften besondere Prämien zu zahlen, deren Höhe, soweit die Gesellschaften das Risiko überhaupt übernehmen wollen, von Fall zu Fall und je nach der politischen Lage festgesetzt wird. Im Oktober haben diese Prämien von  $\frac{1}{10}$  bis 10 Prozent geschwankt, je nachdem welche Flagge die Ware deckte, welches Gebiet die Schiffe berührten und an welchen Bestimmungsort sie die Waren abliefern sollten. Bemerkenswert ist hierbei, daß, wie die Frankfurter Zeitung vom 5. Oktober 1911 mitteilt, die griechischen Schiffe nicht als neutrale Schiffe angesehen werden, sondern in der Frage der Kriegsversicherung den türkischen und italienischen Schiffen gleichgestellt werden. Die zu Beginn des Krieges zum Teil außerordentliche Höhe der Prämien (10 Prozent) erklärt sich daraus, daß über die Auslegung des Seekriegsrechts zunächst völlige Unsicherheit herrschte. Es ist anzunehmen, daß die inzwischen erlassenen Kriegskonterbandeerklärungen die zum Teil übertriebenen Versicherungsforderungen auf ein den tatsächlichen Verhältnissen rechnungstragendes Maß bringen werden; der neutralen Mittelmeerschifffahrt und dem gesamten Levantemarkt wäre damit wesentlich gedient. Kapitänleutnant v. Selchow-Wilhelmshaven

